

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

[Laurentius Siemer]: Ein "Knaoltjer" im "Klingelpütz"

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Ein „Knaoltjer“ im „Klingelpütz“

Im letzten Kalender erzählte ich über meinen Weg ins Kloster. Nun will ich nicht über das Leben im Kloster schreiben; das würde zu indiskret sein. Es erzählt ja auch kein Mensch — ob Mann, ob Frau — sein Eheleben. Auch im Kloster gibt es Dinge, die so feinfühlig behandelt werden müssen, daß man davon nur wenig erzählen kann. Uns Oldenburger liegt es schon gar nicht, von religiösen Dingen zu sprechen. Für uns ist das Verhältnis zum Dreieinigen Gott etwas so Individuelles, etwas so Persönliches, daß man ungern darüber spricht. Menschen anderer Gegenden halten deshalb uns Oldenburger vielfach für weniger fromm.

Das hindert aber nicht, daß ich einige allgemeine Daten zum besten gebe. Ich war 1½ Jahre im Noviziat in Venlo, dann sieben Jahre im Studium in Düsseldorf, kam 1916 nach Vechta zurück — eine obrigkeitliche Verfügung, die mir bei meiner Schülervergangenheit ein wenig grausig erschien — war dort 2 Jahre Lehrer am Kolleg und Marineseelsorger in Ahlhorn. Nebenbei hatte ich als Prokurator für Brot und Kartoffeln zu sorgen und davon einiges auch noch an den damaligen Armeebischof Dr. Jöppen nach Berlin zu schicken. Ob dieses für den Bischof nicht gerade unlukrative Verhältnis dazu beigetragen hat, daß ich einige Orden bekam, sei dahingestellt. Nach einem Studium von 6 Semestern — 2 davon waren Zwischensemester — konnte ich als Kriegsteilnehmer mein philologisches Staatsexamen machen. Einige Jahre später machte ich die zweite Staatsprüfung, die ich nur mit Mühe und Not und unter Aufgebot des allerbesten Willens meiner Examinatoren bestand. Von Ostern 1921 bis Herbst 1932 war ich Rektor und Präfekt am Kolleg in Vechta; dann wurde ich Provinzial der deutschen Dominikaner. Nur wenige Monate vor der sogenannten Machtübernahme Hitlers trat ich mein Amt als Provinzial an. Die darauf folgende Entwicklung vermochte ich nicht zu übersehen. Klar wurde mir erst, was der Kirche und deshalb an erster Stelle den Orden drohte, als ich kurz vor der Bekanntgabe des Konkordats nach Berlin berufen und unmittelbar mit der Verhaftung durch die Gestapo bedroht wurde. Das eigentliche Unglück kam über meine Or-

densprovinz und damit über mich erst im Jahre 1935.

Als ich am 14. 3. 1935 von Vechta nach Köln zurückkehrte, wurde ich an der Pforte von zwei Kriminalbeamten empfangen und von einem der beiden zur Prokuratur geführt, wo fünf oder sechs Beamte saßen und alle möglichen Bücher, Verträge und Briefmappen untersuchten. Im Nebenzimmer, dem Archiv, waren ebenso viele Beamte damit beschäftigt, alles zu durchsuchen. Es waren Zollfahndungsbeamte, die untersuchten, ob wir uns gegen die Devisenbestimmungen vergangen hätten. Ich wurde sofort ins Verhör genommen, nach allen möglichen Dingen gefragt, von denen ich manchmal nicht einmal eine Ahnung hatte, und erst spät gegen 11 Uhr aus dem Verhör entlassen. Ein Teil der Bücher und Schriftstücke wurde mitgenommen, der andere Teil ins Archiv gebracht und dann wurde das Archiv versiegelt. Vorher hatte man noch im Archiv eine besonders verschlossene Abteilung gefunden, das sogenannte Geheimarchiv der Provinz, gegen dessen Durchsicht ich entschieden protestiert hatte. Man hatte darum dieses Aktenbündel besonders versiegelt und ungelesen in dem Archiv belassen. Am andern Morgen aber kamen die Herren wieder und suchten weiter. Während der Durchsuchung kam gegen 11 Uhr der Leiter der Untersuchung, ein Zollinspektor Allmers, mit einem anderen Herrn auf mein Zimmer und stellte den Herrn als Brodesser von der Geheimen Staatspolizei vor. Brodesser verlangte von mir das am Tage vorher der Zollfahndungsstelle verweigerte Aktenbündel des Geheimarchivs. Als ich mich auch jetzt weigerte, die Akten herauszugeben, drohte er mit gewaltsamer Wegnahme, die allerdings zugleich auch meine Verhaftung mit sich bringen würde. Ich fragte den Beamten, ob er mir sein Ehrenwort geben könne, daß nur er die Akten einsehen werde und daß ich in zwei bis drei Tagen die Akten unverseht zurückbekäme. Darauf schlug Brodesser die Hacken zusammen und erklärte: „Ich gebe hiermit mein Ehrenwort.“ Da gab ich ihm die Akten. Am Spätnachmittag wurde fast die ganze Prokuratur und das Archiv auf ein Auto geladen und weggebracht.

Von der Geheimen Staatspolizei hörte ich in den nächsten drei Tagen nichts. Am



Fest des hl. Joseph nahm ich an einem Pontifikalamt im Dom teil. Kardinal-Erzbischof Schulte feierte sein 25jähriges Bischofsjubiläum. Auf dem Heimgang ging ich zur Geheimen Staatspolizei und verlangte den Chef zu sprechen. Ich wurde nicht vorgelassen. Am Nachmittag ging ich noch einmal zur Geheimen Staatspolizei und fragte wiederum nach dem Direktor. Auch diesmal wurde ich nicht vorgelassen. Den die Aufsicht führenden Beamten fragte ich nach der Telefonnummer, die er mir ohne Arg gab. Dann rief ich vom Kloster aus die Nummer an, verlangte, ohne meinen Namen zu nennen, sehr energisch den Direktor Dr. Möller zu sprechen, und kam so ohne vorherige Nachfrage zu einer Verbindung mit dem Herrn. Als ich meinen Namen sagte, schrie er ganz empört ins Telefon hinein, was mir einfiel. Es sei eine Frechheit, ihn anzurufen, wo er mir doch schon zweimal eine Besprechung verweigert habe. Ich blieb ganz ruhig und sagte, ich hätte zunächst eine Empfehlung zu bestellen von Frl. X. Sie sei am Tage vorher bei mir gewesen und habe mich ermächtigt, ihm dieses zu sagen.

Der Umschlag im Verhalten des Gestapobeamten war erstaunlich. Sofort fragte er mich, welche Wünsche ich denn hätte. Ich trug meine Beschwerde vor. Herr Brodesser habe mir unter Ehrenwort versprochen, nach zwei bis drei Tagen die Akten unversehrt zurückzubringen, und dies sei nicht geschehen. Nach meiner Meinung habe auch ein Beamter der Gestapo sein Ehrenwort zu halten. Der Direktor bemühte sich, wieder grob zu werden und meinte, ich solle solche Beleidigungen unterlassen. Worauf ich ihm sagte, mir sei von einer Beleidigung nichts bekannt. Ich hätte nur eine Tatsache erwähnt, die wahr sei, und einen Grundsatz ausgesprochen, den er doch nicht leugnen könne. Dann meinte der Herr, er habe mit der Sache nichts zu tun und könne deshalb auch nichts unternehmen. Darauf erklärte ich ihm kurz angebunden, ich müsse am anderen Morgen nach Berlin fahren und würde mich sehr freuen, wenn ich abends vom Kloster in Köln einen Telefonanruf nach Berlin bekäme, daß die Akten wieder unversehrt abgeliefert seien. Der Chef der Gestapo war einen Augenblick stumm und murmelte dann, daß er sehen wolle, was sich machen lasse. Am anderen Morgen fuhr ich nach Berlin. Abends kam der erwartete Anruf. Die Akten waren versiegelt und zurückgebracht worden. Das war ein Glück für den Chef der

Gestapo. Weshalb, werde ich später erzählen.

Zunächst hörte ich von der Zollfahndungsstelle nichts mehr, bis ich am Morgen des 9. April von Allmers angerufen wurde, er werde in kurzer Zeit zu einer Besprechung herüberkommen, ich möge nicht ausgehen. Nun kam vier- oder fünfmal am selben Tag ein Anruf von der Zollfahndungsstelle, ich möge entschuldigen, wenn Herr Allmers noch nicht kommen könne; es sei etwas dazwischen gekommen, ich möge mich noch gedulden. Gegen 7 Uhr kamen drei Herren; der eine war wiederum Herr Allmers. Ich wurde einem Verhör unterzogen, das sich ausschließlich mit den Geldern befaßte, die vom Ausland, hauptsächlich von der Schweiz und von Amerika, in unsere Mission nach China geschickt worden waren. Es ging darum, festzustellen, ob der Provinzial — also ich — verfügungsberechtigt sei über die vom Ausland in die Mission fließenden Gelder. Weil ich weder Devisenbestimmungen kannte noch über die Finanzierung der Mission genügend im Bilde war, andererseits mich völlig unschuldig fühlte, gab ich den sich sehr entgegenkommend zeigenden Beamten nach bestem Wissen und Gewissen Antwort. Ich war überzeugt, damit sei die Sache für uns abgetan. Ein Protokoll wurde aufgenommen; mich ließ man das Protokoll unterschreiben, und dann erklärte man mir, man müsse mich festnehmen. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Während ich mich umzog — es war ungefähr 9 Uhr abends — wurde mir mitgeteilt, auch mein Vorgänger, P. Thomas Stuhlweißenburg, sei in Düsseldorf gleichzeitig mit mir festgenommen worden. Zwei der Beamte verließen das Haus; der dritte, ein ehemaliger katholischer Theologe, blieb dort, um mich zum Gefängnis zu bringen. Dieser Extheologe hatte beim Verhör als Fachmann im kanonischen Recht fungiert, wobei er allerdings eine verückte Behauptung nach der anderen aufgestellt hatte. Als ich angezogen war, erklärte ich dem Herrn, ich möchte von meinen Mitbrüdern Abschied nehmen und ließ die Konventsglocke läuten. Alle kamen zu mir aufs Zimmer; ich sagte den Mitbrüdern, was geschehen sei, bat um ihr Gebet und gab allen zum Abschied den Segen. Eigenartig war es, daß mit den Mitbrüdern auch der verhaftende Beamte unwillkürlich niederkniete und das Kreuzzeichen machte. Ich bestieg das Auto, und im Dunkel des Abends fuhren wir zum „Klingelpütz“, dem Kölner Gefängnis.



Ich hatte bis dahin vom Klingelpütz nur gehört und wußte nicht einmal, wo es lag. Die Lage habe ich erst festgestellt, als ich das Gefängnis nach drei Monaten wieder verließ. Der Beamte schellte, und auf den Anruf eines anderen Beamten von der Innenseite des Gefängnisses her, wer da sei, kam es zurück: „Zollfahndungsstelle“. Ich wurde abgeliefert und von dem Beamten ins Polizeigefängnis gebracht. Er brachte mich in eine verhältnismäßig kleine Zelle, in der auf einem Strohsack zwei Decken lagen, holte zwei nicht ganz trockene Bettlaken und einen Kissenbezug für das Strohkissen und sperrte mich dann ein. Ich betete die Komplet und legte mich zum Schlafen nieder. Unangenehm war der starke Schweißgeruch der Decken. Dennoch schlief ich bald ein und schlief ohne Pause bis zum Morgen durch. Ganz ungewohnt wurde ich dadurch geweckt, daß mehrere Male ein Schlüssel im Schloß herumgedreht und die Tür aufgerissen wurde. Ein mürrisches „Guten Morgen“ tönte mir entgegen. Ich hätte sofort aufzustehen und mich fertig zu machen. Damit wurde ein Waschnapf herein geschoben, eine Wasserschüssel und ein Handtuch. Das war ganz anders, als ich es bis dahin im Kloster gewohnt gewesen war. Wenn geweckt wurde im Kloster, dann geschah es mit „Benedicamus Domino“. Hier geschah es mit Schlüssel- und Kettengerassel. Kaum war ich mit dem Waschen fertig, als ein Beamter mit zwei Gefangenen vorbei kam, wieder die Tür aufschloß und mir das Frühstück geben ließ. Ich bekam eine Schüssel mit kaffeeähnlichem Gebräu und ein Stück Brot. Dann wurde die Tür wieder zugeschlossen. Bis Mittag blieb ich allein. Wieder wurde die Tür aufgeschlossen; ich bekam eine Schüssel mit einer Mittagssuppe. Nach einer Stunde wurde die Schüssel wieder zum Reinigen abgeholt. Bis zum Abendessen um 6 oder 7 Uhr — genau weiß ich es nicht mehr — war ich wieder allein. Um 8 Uhr begann die Bettruhe. Ich weiß nicht mehr, ob ich zwei oder drei Tage so zugebracht habe. Dann wurde ich herausgeholt, mußte alle meine Sachen mitnehmen und wurde dem Untersuchungsrichter zugeführt. Der Richter las mir das einige Tage vorher aufgenommene Protokoll vor und fragte mich, ob ich das Protokoll unterschrieben und vielleicht jetzt noch etwas dazu zu sagen hätte. Als ich die entsprechenden kurzen Antworten gegeben hatte, wurde ich in Untersuchungshaft genommen. Die Untersuchungshaft wurde verfügt wegen

der zu erwartenden schweren Strafe, wegen Verdunklungsgefahr und Fluchtverdachts. Zugleich wurde mir erklärt, daß ich Haftbeschwerde innerhalb der nächsten acht Tage einlegen könne. Auf meine Bitte wurde mir gestattet, schnell eine Postkarte zu schreiben, damit meine Mitbrüder Bescheid erhielten und für einen Rechtsanwalt sorgen könnten. Von einem Gefängnisbeamten wurde ich abgeführt und durch irgendwelche Gänge zu einem Büro gebracht, wo die Aufnahme ins Untersuchungsgefängnis stattfand.

Die Beamten waren durchaus menschlich. Fast kam es mir vor, als wenn sie Mitleid mit mir hätten. Auf einmal sah ich Tränen in den Augen des einen Beamten und schaute ihn deshalb erstaunt an. Da gab er mir die Hand und sagte mir, daß er mich lieber anderswo begrüßt habe; er sei der Vater des Malers Peter Straußfeld, den ich in seiner künstlerischen Entwicklung sehr gefördert hätte. Leider könne er nichts für mich tun, aber ich dürfe sicher sein, daß das, was an Bequemlichkeiten möglich sei, mir gewährt werden werde. Man beließ mir mein Brevier, ebenso das lateinisch-deutsche Meßbuch von Hespers.

Mit mehreren anderen wurde ich ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Es ging die eiserne Treppe hinauf zum dritten Stockwerk, wo der verteilende Beamte saß. Er ließ sich von jedem den mitgebrachten Aufnahmezettel geben und teilte ihn dann einer Zelle zu. Ich kam zuletzt an die Reihe und wurde von ihm selbst zu einer Zelle seiner Abteilung gebracht. Als er mir die Zelle aufgeschlossen hatte, ging er kurz mit hinein, nannte seinen Namen: Konrad Schmitz, drückte sein Bedauern aus, daß er mich einschließen müsse, und erklärte dann, er werde alles, was ihm zu tun erlaubt sei, für mich tun. Mir war es, als wenn ich in den Himmel gekommen wäre. Nicht deshalb, weil die neue Zelle größer war als die im Polizeigefängnis; auch nicht deshalb, weil die Zelle sauberer war und mehr Licht hatte. Das feine menschliche Verhalten der Beamten machte mich einfach glücklich. Vor der Einsamkeit hatte ich keine Angst; sie hat mir auch später keine Schwierigkeiten gemacht. Aber daß ich am Orte des Mißtrauens und des Argwohns, der Verurteilung und der Strafe Menschen wußte, die mir wohlwollten, stimmte mich froh. Daran änderte auch wenig die Mitteilung, die ich zwei Tage später durch den Hauptwachtmeister erhielt: Von Berlin sei durch Polizeifunk



verfügt worden, ich sei in völliger Isolierung zu halten. Es dürfe niemand zu mir kommen, auch nicht der Rechtsanwalt, der Gefängnispfarrer, oder sonst jemand; Briefe dürfe ich nicht schreiben, deshalb auch nicht Papier und Bleistift haben. Ankommende Briefe würden mir nicht ausgehändigt, sondern zu der zuständigen Stelle nach Berlin geschickt werden. Mich ließ diese Mitteilung völlig kalt, und darum sagte ich zum Hauptwachtmeister, daß ich auch unter diesen Umständen schon durchhalten würde. Nur hätte ich gern meine Uhr, damit ich meine Zeit besser einteilen könne. Mir wurde geantwortet, daß ich um Überlassung der Uhr ein schriftliches Gesuch einreichen müsse; zu diesem Zwecke werde der Oberwachtmeister mir Federhalter und Papier geben, damit ich das Gesuch schreiben könne. Ich bat, man möge mir ein zweites Blatt dazu legen, weil ich auch Haftbeschwerde einzureichen gewillt sei. Am andern Tage — im Gefängnis hat alles Zeit — kam Oberwachtmeister Schmitz mit Tinte, Federhalter und Papier, und ich durfte die beiden Gesuche schreiben. Das Uhrgesuch wurde genehmigt. Die Haftbeschwerde hatte dagegen einen ganz anderen Erfolg. Nach einigen Tagen kam mein Oberwachtmeister zu mir, raunte mir kurz zu „Haftbeschwerde zurücknehmen“, warf mir ein Stück Papier auf den Tisch, stellte Tinte und Feder dazu und ging weg. Nach einer halben Stunde etwa kam er wieder und fragte, ob ich die Haftbeschwerde zurückgenommen hätte; ich müsse ihm die Erklärung sofort geben. Als ich ihm sagte, ich dachte nicht daran, erwiderte er ziemlich scharf: „Unbedingt Haftbeschwerde zurücknehmen. Die Haftbeschwerde wird angenommen werden, aber dann kommen Sie bei der Gestapo in Schutzhaft.“ Zuerst stieg der Trotz in mir auf, dann aber habe ich doch die Haftbeschwerde zurückgenommen, weil ich annahm, daß irgendein guter Geist den Oberwachtmeister geschickt habe. Und so war es auch. Als ich nach Beendigung des Prozesses meine Akten durchzusehen Gelegenheit hatte, fand ich darunter tatsächlich das Schreiben der Gestapo von Köln, daß, wenn der Provinzial Siemer aus der Untersuchungshaft entlassen werden sollte, er der Gestapo zu übergeben sei.

Obwohl ich Papier und Bleistift nicht haben durfte, hatte ich doch bald beides zur Verfügung. Jeden Montag kam ins Untersuchungsgefängnis ein Händler mit allerlei Waren, wie Gefangene sie wohl notwendig haben. Auch ich wurde unter besonderer

Bewachung zu dem Kaufstand geführt und konnte einkaufen. Da gab es Zigarren und Zigaretten, Schuhbänder, Wichse, Kragenknöpfe und ähnliche Sachen. Selbstverständlich auch Papier und Bleistifte. Als ich einiges eingekauft hatte, fragte ich auch nach Schreibmaterial. Aber der Händler erklärte mir bedauernd, er habe eigens Anweisung bekommen, mir Schreibsachen nicht zu verkaufen. Ich protestierte ziemlich laut und schaute dabei zu den anderen Gefangenen hinüber, die Schlange standen, um ebenfalls einzukaufen. Mein Protest hatte Erfolg. Als ich vielleicht eine halbe Stunde wieder auf meiner Zelle saß, kam durch ein Luftloch, das in Köln über jeder Zellentür angebracht war, eine Rolle geflogen, und siehe da, es waren zwei Blocks Papier und ein Bleistift. Es lebe die Brüderlichkeit! Die Sachen zu verstecken, habe ich mir nicht besondere Mühe gegeben. Zwar ließ ich sie niemals offen liegen, sondern steckte sie in meine Schublade. Einer Untersuchung der Zelle wären sie doch zum Opfer gefallen.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit mußte ich die Zelle wechseln. Ich war, besonders im Gesicht, so stark von Wanzen mißhandelt worden, daß ich ganz übel aussah. Zunächst glaubte die Gefängnisbehörde, die Sache beheben zu können durch eine totale Säuberung der Zelle. Ich mußte einen Tag lang auf der Zelle eines andern Mitgefangenen zubringen, der während dieser Zeit in eine Gemeinschaftszelle gebracht wurde. Man bearbeitete die Bettstelle gründlich und brannte alle Ritzen in den Wänden mit einem Lötkolben aus. Abends kam ich in meine Zelle zurück. Aber nach acht Tagen war ich wieder von Wanzen mißhandelt worden. Das war dem Oberwachtmeister Schmitz zuviel. Wenn ich schon das Gefängnis durchzumachen hätte, so solle ich dazu nicht auch noch von Wanzen gequält werden. Also bekam ich eine neue Zelle, wohin die Wanzen mir wirklich nicht gefolgt sind.

Den Tag verbrachte ich ganz monastisch. Morgens nach dem Waschen und dem Frühstück betete ich Prim und Terz. Dann las ich die Meßgebete in meinem Hespers und schloß Sext und Non an. Dann wurde gelesen. Der Herr Oberlehrer, der zugleich die Bibliothek verwaltete, machte beim ersten Besuch einen sehr guten Eindruck auf mich, so daß ich beim Buchempfang leise ihn fragte, ob die Zeitschrift „Hochland“ in der Bibliothek sei. Dann möge er mir nacheinander vom ersten Band ab jede Woche zwei Bände „Hochland“ bringen. Schon hatte



ich am andern Tag zwei Bände da und konnte nun nach Bedarf wechseln. Eine halbe Stunde des Vormittags mußte ich einen Spaziergang machen. Weil ich ganz isoliert war, machte ich die Runde im Hof nicht mit den andern zusammen, sondern entweder ganz allein oder mit einem Untersuchungsgefangenen, der wegen Mordes angeklagt war und später auch als Mörder zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Mittags wurde das Essen gebracht und danach pflegte ich, wie es ein vernünftiger Mann in vorgerücktem Alter tut, ein Stündchen zu ruhen. Dann wurde die Vesper gebetet, die ich jedesmal sang, soweit ich die Noten auswendig wußte. Eine halbe Stunde vor dem Abendessen wurde die Komplet gesungen und das Salve Regina. Mein Zellennachbar war nach einigen Wochen so sehr an diese Komplet gewöhnt, daß er klopfte, wenn ich nicht pünktlich eine halbe Stunde vor dem Essen anfang. Nach dem Abendessen betete ich Matutin und Laudes. In der Zwischenzeit konnte ich, wie gesagt, lesen, schreiben, Betrachtung halten und auch den Rosenkranz beten. Wenn es mir sehr schwer ums Herz war, betete ich immer wieder den Rosenkranz. Mehr als einmal habe ich 9 oder 10 Rosenkränze an einem Tag gebetet. Wie sehr der Rosenkranz mir im Gefängnis Bedürfnis war, kann ich nicht schildern.

Das Essen machte mir keine Schwierigkeiten, weil ich vom 12. Tag nach meiner Verhaftung ab — es war gerade Ostern — durch eine Hotelküche beköstigt wurde. Diese Art der Beköstigung habe ich während meiner ganzen Untersuchungshaft genossen, auch später in Oldenburg. Morgens gab es ein Kännchen mit gutem Kaffee, ein Ei und belegte Brötchen. Mittags bekam ich Suppe, Kartoffeln, Gemüse, Fleisch und Tunke und Obst als Nachtisch. Abends gab es Tee, Bratkartoffeln mit Spiegelei oder Reisbrei mit Pflaumen und Butterbrot. Alles in allem hatte ich es also ganz ausgezeichnet, und ich hätte es ohne Schwierigkeiten lange so aushalten können, wenn nicht von Zeit zu Zeit das übelste Wort, das es für mich im Gefängnis gab, mir zugerufen worden wäre: „Siemer, zum Verhör!“ Dann mußte ich die Treppe hinunter und wurde in ein Zimmer geführt, in dem Beamte der Zollfahndungsstelle saßen, immer dabei Herr Allmers. Meistens waren es drei Beamte, hie und da auch nur zwei. Ein solches Verhör zu überstehen, war eine Höllenqual. Die Kapitalfrage war immer, ob ich als Provinzial verfügungsberechtigt sei über das der

Mission vom Ausland her zufließende Geld. Zum Schluß wurde dann jedesmal ein Protokoll aufgenommen, das ich allerdings selbst diktierte. Meine Unterschrift setzte ich stets unmittelbar unter den Schriftsatz, weil ich argwöhnisch war, man könne mir sonst noch etwas dazwischen „fummeln“. Ich nahm auch keinen Anstand, den Beamten diesen meinen Argwohn ganz offen zu erklären. Ein Verhör ist mir noch in besonders klarer Erinnerung. Ich wurde sehr freundlich von den Beamten empfangen, wurde gefragt, ob ich die Haft auch ertragen könne, und ob ich Wünsche hätte; und dann bedeutete man mir, daß meine Angelegenheit im allgemeinen geklärt sei. Man habe den Beweis für die Tatsache, daß ich über das Geld der Mission im Auslande, besonders über das der Missionsprokuratur in Ilanz in der Schweiz, verfügen könne. Nun wünsche man aber, mir entgegenzukommen und möchte mir deshalb Gelegenheit geben, ein Geständnis abzulegen, damit die Strafe nicht so hart ausfiele. Ich war im Augenblick ganz stutzig, mußte dann aber lachen und erklärte den Beamten, daß ich nichts zu gestehen hätte, sie sollten ruhig den Beweis führen. Ich müßte dann eben die härtere Strafe auf mich nehmen. Nun fing ein regelrechtes Wechseln an von Bitten, Versprechungen und Drohungen. Einmal sprang Herr Allmers auf, lief hin und her und sagte in größter Erregung: „So etwas ist mir noch nie vorgekommen.“ Ich schaute ihn ganz kühl an und sagte: „Dann kommt's Ihnen eben heute vor.“ Aber ich glaubte doch, Herrn Allmers etwas mehr sagen zu müssen. „Hören Sie mal, Herr Allmers, ich glaube, Sie sind auf dem Holzwege. Sie haben offenbar nicht das richtige Verständnis für einen gebildeten Menschen. Denn sehen Sie, ich bin ein gebildeter Mensch. Ich habe die Reifeprüfung gemacht . . .“ Da unterbrach mich Herr Allmers mit der Bemerkung: „Ich habe auch Abitur gemacht; ich bin als Supernumerar zur Steuerbehörde gekommen.“ „Das bedeutet nicht viel, Herr Allmers. Ich habe als Studiendirektor mehrfach Oberprimaner zur Reifeprüfung geführt und jedesmal wieder feststellen müssen, daß Abiturienten eigentlich doch noch recht dumme Jungen sind. Ich habe nach meinem Abitur sechs Semester Philosophie studiert, acht Semester Theologie, war dann Marinepfarrer, studierte ferner sechs Semester Philologie, machte meine Referendarprüfung und mein Assessorexamen und befaßte mich durchweg nur mit der Wissenschaft. Im Ver-



gleich zu mir sind Sie doch nur ein Halbgebildeter, und deshalb können Sie mich nicht verstehen. Sonst würden Sie nicht auf den Gedanken gekommen sein, mich auf die soeben von Ihnen versuchte dumme Art zu einem Geständnis zu bringen." Ich machte einen vorzüglichen Angeber.

Herr Allmers war erschossen. Seine beiden Kollegen schienen mit meiner „Ansprache“ an Herrn Allmers sehr zufrieden zu sein; denn sie grinsten sich gegenseitig zu, und ich hatte den Eindruck, als wenn sie am liebsten mir ihre Zustimmung kundgetan hätten. Später haben sie es getan; darüber ein anderes Mal. Herr Allmers aber warf mir ärgerlich das vermeintliche Beweisstück zu und fragte mich, was ich dazu zu sagen hätte. Es war eine an sich höchst harmlose Sache. Aber man konnte, wie es sich später zeigen sollte, mit reichlich bösem Willen etwas daraus machen. Nach einem solchen Verhör war ich jedesmal völlig erschöpft und mußte mich in meiner Zelle auf meinen Strohsack legen, um wieder zu mir zu kommen. Weil nichts von außen an mich herankam, wußte ich nicht, um was es ging. Bei jedem Verhör vermutete ich die Aufdeckung von Tatsachen, die ich entweder nicht kannte, oder von deren Strafwürdigkeit ich nichts gewußt hatte. Doch ging diese Zeit auch vorüber. Nach sechs bis sieben Wochen wurde übrigens die Isolierhaft insofern gemildert, als ich Post empfangen und absenden, der Gefängnispfarrer zu mir kommen, und ich zweimal in der Woche die hl. Messe auf meiner Zelle zelebrieren durfte. Ich hätte vom Gefängnis aus jeden Tag zelebrieren können, aber dazu hatte das Erzbischöfliche Ordinariat nicht die Erlaubnis geben wollen. Nach dem Kirchenrecht dürfe man im Schlafzimmer nicht zelebrieren, und meine Zelle sei doch mein Schlafzimmer; darum sei ein Abgehen von dieser kirchenrechtlichen Bestimmung für zweimal in der Woche wohl zu rechtfertigen, aber nicht mehr. Daß ich für diese Auslegung des Kirchenrechtes weder damals Verständnis gehabt habe noch heute dafür Verständnis aufzubringen vermag, sei nur nebenbei bemerkt. Unser guter Clemens August dachte übrigens, als ich in Oldenburg war, genau wie ich. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich noch eine weitere Milderung der Isolierhaft erwähnen, die aber in jeder Beziehung ungesetzlich war. Trotz aller Absperrung fand ich doch noch Mittel und Wege, mit der Außenwelt zu verkehren. Mir ging es, wie es wohl durchweg jedem nicht

ganz dummen Verbrecher ergehen dürfte: ich bekam allmählich eine gewisse Verbrecherroutine, mir Erleichterungen zu verschaffen, wo sie irgendwie zu beschaffen waren. Nur eine Erleichterung habe ich abgelehnt, nämlich das Lazarett. Der Medizinalrat meinte es zweifellos gut mir, als er sich nach meinem Befinden erkundigte und mich fragte, ob ich nicht das oder das hätte. Als ich sechs Wochen in Haft gewesen war, wurde ich noch einmal zu ihm geführt, und wieder war er um meine Gesundheit sehr besorgt. Interessant war die Art und Weise, wie ich das zweite Mal zum Arzt ins Lazarett beordert wurde. Die Tür meiner Zelle wurde aufgerissen, ein mir vollständig unbekannter Oberwachtmeister schaute herein und fragte mich barsch, ob ich Siemer sei. Als ich es bejahte, forderte er mich ebenso barsch auf, mich sofort fertig zu machen, er habe mich zum Arzt zu bringen. Als ich mich nicht allzu sehr beeilte, fauchte er mich ungnädig an, ob ich meine, daß er seine Zeit gestohlen habe. Das konnte mich allerdings nicht dazu verleiten, mich schneller fertig zu machen. Als ich mich bereit erklärte, mit ihm zu gehen, sprach er unterwegs mit mir kein Wort. Auf eine von mir gestellte Frage bekam ich die Antwort: „Sie haben hier nicht zu reden.“ Ich dachte: Dann nicht. Als wir im Lazarett angekommen waren, wies er mich auf einen Platz. Da ich nicht genau den angegebenen Platz eingenommen hatte, fauchte er mich von neuem an: „Da sollen Sie stehen“, und schob mich an den von ihm gewünschten Platz. Dann klopfte er an das Zimmer des Medizinalrates, klopfte noch ein zweites Mal und schaute dann, als kein Herein ertönte, ins Zimmer. „Der Herr Medizinalrat ist nicht da; gehen Sie hier hinein.“ Damit machte er eine andere Tür auf, schob mich hinein, machte die Tür wieder zu, stand stramm und sagte mit dem lebenswürdigsten Lächeln: „Grüß Gott, Herr Pater. Der Doktor kommt erst in einer Stunde. Ich habe gedacht, es täte Ihnen gut, wenn Sie mal aus dem Loch heraus wären. Ich heiße so und so und wollte Ihnen mal eine frohe Stunde verschaffen.“ Mehr wert als die frohe Stunde war mir die gute Absicht dieses guten Menschen.

Ein anderes Mal wurde ich zum Notar geführt. Unser guter Notar Schüller war erschienen und hatte mich zu sprechen gewünscht, weil ich eine notariell beglaubigte Unterschrift zu leisten hätte. Die Begegnung mit dem Notar durfte nur in Gegenwart des



Untersuchungsrichters erfolgen. Der mich begleitende Beamte war der von mir bereits benannte Herr Straußfeld. Als er mich wieder zurückgebracht hatte und mich an der Treppe ablieferte, schlug er, wie man im Gefängnis zu tun pflegte, sovielmals mit dem Schlüssel an das eiserne Treppengeländer, als meine Etage hoch war, und rief dann, nicht etwa, wie es ebenfalls Gewohnheit war, „ein Mann zurück“, sondern „ein Herr zurück“. Dann brummte er mich an, daß er bei mir doch nicht „Mann“ sagen könne. So belanglos die ganze Sache war, so wohl tat sie mir.

Das Verhalten meiner Mitgefangenen zu mir war tadellos. Besonders suchten die sogenannten Kalfakter mir mein Los zu erleichtern. Allerdings steckte ich Ihnen auch wohl Zigarren oder Zigaretten zu, die ich um so leichter abgeben konnte, als ich im Gefängnis aus freien Stücken aufgehört hatte zu rauchen. Selbstverständlich erzählten sie mir auch ihre Vergangenheit, ihre Vergehen und ihre Strafen. Am interessantesten war für mich ein Gefangener, der von Beruf Friseur war und deshalb im Gefängnis sein Amt an den Gefangenen zu versehen hatte. Zweimal in der Woche wurde ich von ihm rasiert, alle vier Wochen wurden mir die Haare geschnitten. Christian, so hieß der Friseur, ließ es sich nicht nehmen, sich mit mir zu unterhalten. Eines Tages fragte ich ihn, weshalb er im Gefängnis sei. Nun hatte er allerlei auf dem Kerbholz. Er war ein passionierter Autodieb, d. h. er stahl nicht Autos, sondern bestahl sie. Schon viermal war er wegen dieses Vergehens eingeliefert worden, und man hatte ihn zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Weil er Berufung eingelegt hatte, befand er sich im Untersuchungsgefängnis. „Christian“, sagte ich ihm, „wenn Sie nächstens wieder frei sind, müssen Sie aber mein Auto in Ruhe lassen.“ Prompt kam die klassische Antwort: „P. Provinzial, Ihr Auto kommt für mich nicht in Frage.“ Später nach seiner Entlassung hat sich Christian bei mir gemeldet und mich nicht ohne Erfolg um Unterstützung gebeten. Aber einige Wochen später hatte er schon wieder ein Auto bestohlen und war abermals im Klingelpütz gelandet.

Eines Tages erschien eine Kommission vom Justizministerium in Berlin, um eine Untersuchung anzustellen über bevorzugte Behandlung des Provinzials der Dominikaner. Die Anzeige war von einem Gefangenen dort eingelaufen. Der Gefängnisdirektor wurde vernommen, der Gefängnispfarrer

und mein Rechtsanwalt Dr. Achter. Die Untersuchungskommission brachte nichts Belastendes zutage, aber mir wurde von verschiedenen Stellen bedeutet, daß ich höchst vorsichtig sein müsse. Man habe z. B. erzählt, daß ich mit zwei anderen Gefangenen Skat gespielt und Briefe mit Gefangenen ausgetauscht habe, überhaupt ein fröhliches Gefängnisleben führe. All diese Dinge waren frei erfunden. Um unbedingt seine Pflicht getan zu haben, ließ der Gefängnisdirektor, ein protestantischer Theologe, mich zu sich kommen. Er empfing und behandelte mich mit ausgesuchter Höflichkeit, bat aber dringend, ich möge mich aller Unregelmäßigkeiten enthalten, weil sie mir nur schaden und der Gefängnisverwaltung Unannehmlichkeiten bringen könnten. Auf meine Frage, ob er mir eine Unregelmäßigkeit näher bezeichnen könne, antwortete er verneinend; er habe mir keinen Verweis geben, sondern mich nur warnen wollen, weil bei meiner Stellung nach seiner Erfahrung sich zweifellos viele Gefangene an mich heranmachen würden, um mir jetzt zu Gefallen zu sein und später mich ausnützen zu können. Diese Mahnung war sicherlich nicht grundlos. Auch der Medizinalrat riet mir ähnlich.

Die Seelsorge im Gefängnis wurde von zwei Geistlichen ausgeübt, dem Oberpfarrer Gertges und dem Jesuitenpater Haack. Zunächst hatte ich mit Gertges nichts zu tun, weil der Pfarrer nicht zu mir kommen durfte. P. Haack aber erlebte ich im offiziellen Gottesdienst. Ich hatte den Eindruck, daß der Pater bei den Gefangenen sehr beliebt war. Er bewegte sich unter den Gefangenen wie ein guter Vater. Sein Gottesdienst war stark beeinflußt von der Tatsache, daß er im ersten Weltkrieg Militärpfarrer gewesen war. Diese Abhängigkeit zeigte sich schon dadurch, daß der Pater in jeder Predigt auf diese seine frühere Wirksamkeit hinzuweisen pflegte, dann aber auch dadurch, daß er vom Altar aus den Gesang leitete und hie und da ein Lied durch ein paar Worte einführte. Nach der Wandlung kam bei jedem Gottesdienst todsicher das Lied „Wahrer Gott, wir glauben Dir“. Und jedesmal lautete die Einleitung: „Wir singen jetzt das Lied, das Männer so gern singen, und das die Soldaten im Felde so gern gesungen haben, nämlich das Lied „Wahrer Gott, wir glauben Dir.“ Und jedesmal sagte P. Haack diese Worte mit der gleichen großen Begeisterung. Die Predigten des Paters Haack waren originell; sie waren eigentlich ohne



Logik; man wußte wirklich nicht, wohin P. Haack mit seiner Predigt wollte. Weil seine Worte aber offenbar aus tiefster Überzeugung kamen, wirkten sie, und zwar wirkten sie in der Umgebung des Gefängnisses doppelt. Eines Tages kam ich doch mit P. Haack in nähere Berührung. Es war Beichte angesetzt, und auch ich wurde gefragt, ob ich zu beichten wünsche. Selbstverständlich wollte ich beichten. Anscheinend wußte der Beamte nicht genügend Bescheid über den Sinn meiner verschärften Isolierhaft. Als letzter wurde ich in die Kapelle geführt und von einem besonders dazu bestellten Beamten begleitet. Entsetzt sprang P. Haack auf, als ich vor ihm niederknien wollte: „Ich darf Ihre Beichte nicht hören, ich darf nicht.“ Mit sanfter Gewalt drückte ich ihn auf seinen Stuhl zurück und sagte: „Bleiben Sie ruhig sitzen; ich will beichten.“ Mit einem Seufzer der Resignation setzte sich P. Haack, hörte meine Beichte ab, gab ohne Ermahnung mir die Absolution und meinte, fast beschwörend mich anschauend: „Wenn das nur gut geht!“ Jedenfalls hatte ich mal wieder gebeichtet. Und gut gegangen ist es auch. Als Herr Oberpfarrer Gertges zu mir kommen durfte, bedeutete sein Besuch mir jedesmal eine große Wohltat. Nur mit einem war ich nicht einverstanden, obwohl ich es ihm nie gesagt habe, daß er mir nämlich klar zu machen versuchte, ich müsse mich auf eine nicht sehr leichte Strafe gefaßt machen. Denn ich war immer noch von meiner vollständigen Unschuld überzeugt. Wenn der Oberpfarrer so zu mir sprach, wurde ich hie und da schwankend und dachte an die verborgenen und fremden Sünden, von denen in den Psalmen die Rede ist. Aber Herr Gertges meinte es gut und glaubte jedenfalls, daß es für mich besser sei, später durch das Gerichtsurteil angenehm enttäuscht und nicht unangenehm überrascht zu werden.

Als Rechtsanwalt hatte man mir Dr. Achter bestellt. Mit dieser Bestellung hatte man durchaus in meinem Sinne gehandelt. Ich konnte aber niemals mit Herrn Dr. Achter unter vier Augen sprechen, sondern nur in Anwesenheit des Untersuchungsrichters. Infolgedessen war das Gespräch gehemmt. Herr Achter wünschte nicht, daß ich ihm zu viel erzähle, weil er nicht wußte, was eigentlich vorlag, und deshalb befürchtete, ich könne mehr sagen, als notwendig sei. Erst unmittelbar vor meinem Weggang von Köln konnte er allein mit mir sprechen, so daß ich wenigstens halbwegs wußte, welche Vorwürfe gegen mich erhoben wurden.

Wie war es überhaupt zu der Untersuchung in der Lindenstraße und damit zu meiner Verhaftung gekommen? Was war besonders belastend für mich? Die Untersuchung bei uns ergab, daß von der Provinz aus keine Gelder nach dem Ausland verschoben waren. Dennoch waren wir verdächtig, weil unsere Buchführung miserabel war und dazu noch ein Teil der Bücher fehlte. Diese Bücher hatte ich selbst, wie ich auch, als ich das erste Mal nach dem Verbleib der Bücher gefragt wurde, sofort erklärte, verbrannt. Es war klar, daß diese meine Tat für mich ungemein belastend war. Heute kann ich sagen, daß in den von mir verbrannten Büchern nichts gestanden hat, was für mich peinlich gewesen wäre. Es handelte sich auch gar nicht um Bücher aus meiner Amtsperiode, sondern um solche aus früheren Zeiten. Wohl aber hätten die in diesen Büchern von einem Pater gemachten Aufzeichnungen für einige Mitbrüder und für einige Außenstehende höchst peinlich werden können. Ich hatte bei Durchsicht dieser Bücher in mir die Verpflichtung gefühlt, sie zu vernichten und dafür die Verantwortung auf mich zu nehmen. Als Herr Allmers von mir hörte, daß ich die Bücher verbrannt hätte, erklärte er mir, daß er nicht ruhen werde, bis er mich irgendwie hereingelegt habe.

Im Gefängnis hörte ich eines Tages, daß P. Titus Horten verhaftet und ins Gefängnis nach Oldenburg gebracht worden sei. Wie ich früher schon mal sagte, war diese Mitteilung mir eine gewisse Genugtuung, ließ aber zugleich die Befürchtung in mir wach werden, die Missionsprokuratur könne in Schwierigkeiten kommen. Jedenfalls wurde durch die Verhaftung von P. Titus klar, daß man die Finanzierung der Mission zum Anklagegegenstand zu machen bestrebt sei. Bald stellte sich sogar heraus, daß sie der einzige Gegenstand der Anklage sei und daß man P. Thomas Stuhlweißenburg, P. Titus Horten und mich wegen Devisenvergehens bzw. -verbrechens zum größten Teil in Tateinheit verklagen werde. Denn das Gericht in Oldenburg war für zuständig erklärt für alle drei Angeklagten, weil die Missionsprokuratur in Vechta war, und es sich um die Missionsprokuratur handelte. Die Folge war, daß P. Thomas und ich nach Oldenburg transportiert wurden. P. Thomas war bereits dort, als man mir meinen Transporttermin mitteilte. Zufällig war dieser Tag gerade Fronleichnam, weshalb ich gegen die Wahl des Tages protestierte. Man nahm Rücksicht darauf, und ich sollte

am Tag nach Fronleichnam nach Oldenburg gebracht werden.

Morgens las ich noch die hl. Messe in meiner Zelle und frühstückte in gewohnter, durchaus nicht frugaler Form. Da wurde die Tür aufgemacht, und mein guter Konrad Schmitz erklärte mir, der Beamte sei gekommen, der mich nach Oldenburg zu bringen habe; ich möge mich fertig machen. Darauf ergriff der Oberwachtmeister mit beiden Händen meine rechte Hand und sagte mit Tränen in den Augen: „Es tut mir leid, Herr P. Provinzial, daß Sie nicht bei mir bleiben. Ich wünsche Ihnen alles Gute.“ Schon jetzt sei vorweggenommen, daß Herr Schmitz, als er acht Jahre später sterbenskrank war, von mir sich auf den Tod vorbereiten ließ. Auf dem Entlassungsbüro wurde ich dem Polizeibeamten vorgestellt und verließ dann mit ihm nach rund drei Monaten das Kölner Gefängnis. Die ersten zwei Minuten war der Beamte ganz sachlich. Dann drehte er sich auf einmal um und schaute, ob noch etwas vom Gefängnis zu sehen sei, und wurde anders:

„Herr P. Provinzial, ich heiße Peters, bin Katholik, bin auch im Kirchenchor meiner Pfarrkirche in Köln-Mülheim und habe von meinem Chef den Auftrag bekommen, sie nach Oldenburg zu bringen, gerade weil ich als Katholik bekannt bin. Er hat mir gesagt, daß ich Sie gut zu behandeln habe. Vor allem aber hat meine Frau mir den Auftrag gegeben, Sie gut zu behandeln und hat mir ein gan-

zes Paket mit Reiseproviant für Sie mitgegeben. Ich bin aber auch gestern in der Lindenstraße gewesen und habe mir dort Reisegeld geben lassen, damit wir nachher im Speisewagen zu Mittag essen können. Heute sollen Sie es gut haben. Nun fährt der Zug aber erst um 10.45 Uhr. Ich habe Sie schon jetzt herausgeholt, weil ich dachte, es werde Ihnen gut tun, wenn Sie nicht zu lange auf mich zu warten hätten. Wohin wollen wir gehen?“ Wir sind dann nach St. Andreas gegangen und haben dort vorm Grabe des hl. Albert gebetet. Was ich dem hl. Albert vortragen habe, kann man sich denken. Dann sind wir ins Bahnhofsrestaurant gegangen, haben eine gute Tasse Kaffee getrunken, bis es Zeit zur Abfahrt war. Herr Peters gab mir Geld, damit ich selbst die beiden Fahrkarten lösen könne. Und so fuhren wir über Wuppertal, Hamm, Münster, Osnabrück, Bremen nach Oldenburg. Vom Zugpersonal hatte sich Herr Peters ein besonderes Abteil auserbeten, weil er einen Gefangenen zu transportieren habe, der völlig isoliert bleiben müsse. Der Zugführer guckte mich mitleidig an — ich trug geistliche Kleidung — und meinte, daß das wohl kaum möglich sein werde. Tatsächlich erhielten wir kein besonderes Abteil. Abends war ich im Gefängnis in Oldenburg.

P. Laurentius Siemer O. P. †

Ein Nachruf auf den inzwischen verstorbenen P. Laurentius Siemer wird im Heimatkalender 1958 erscheinen. Dr. O.

Ein Münsterländer als Pelzjäger in Alaska

Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam eines Tages ein Brief aus Amsterdam auf den von Hammel'schen Hof in Nutteln. Mutter von Hammel war gerade am Herde beschäftigt. Sie erbrach den Brief, stieß einen Schrei aus und mußte sich setzen. Bauer von Hammel kam durch die große Glastür von der Diele her herein, griff wortlos nach dem Brief, den seine Frau in der zitternden Hand hielt und verschwand damit in die Kammer. Das war der Anfang einer langen, traurigen Geschichte.

Der Brief lautete so:

Amsterdam, den 15. Mai 189 . .

P. P.

Es sind vor einigen Tagen Unregelmäßigkeiten in unserem Geschäft entdeckt worden.

Da Ihr Sohn z. Zt. hier nicht auffindbar ist, vermuten wir ihn dort. Wir fordern ihn auf, sich hier sofort zu stellen, damit die Angelegenheit aufgeklärt werden kann. Wenn Ihr Sohn unschuldig ist, wird er das am besten nachweisen können, wenn er an Ort und Stelle Zeugnis ablegt.

Firma Peek u. Cloppenburg

Drei Tage warteten die Eltern auf ihren Sohn August. Sie hofften, von ihm Auskunft über die ganze Sache zu bekommen, vor allem zu vernehmen, daß er sich nichts habe zuschulden kommen lassen. Er war schon vor Jahren nach Holland gegangen, hatte in der berühmten Firma von der Pike auf den Kaufmannsberuf erlernt und sich bereits durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einem guten

